

Im Wirkungskreise der Frauen.

Darf die Mama es tun?

Lenchen steht am Fenster und drückt das Köpfchen gegen die Scheiben. Die trübenden, roten Wägen zeigen noch deutlich die Spuren von Tränen — manchmal schüttelt auch noch ein trockenes Schindchen den kleinen Körper.

Lenchen ist 188 auf ihre Mama. Sie kämpft mit dem kleinen fetten Fuß auf, kriecht mit der Stiefelspitze an der Tapete hin und her. Die verpönten Augen sehen alles grau in grau — gerade wie das Wetter — so ist der kleinen zu Mute. Der feine Regen rieselt an den Scheiben entlang — der kalte Wind treibt die nassen, rotbraunen Blätter vor sich her, schüttelt auch die letzten von den Ästen.

Lenchen steht und knaut. Was hätte sie denn Schlimmes getan? Es will ihr garnicht in den Sinn, daß sie Strafe verdient hat. Bewußt, sie hat der Mutter eine Unmährheit gesagt und die Mutter hat ihr schon verschiedentlich gedroht: „Minder, welche Mägen werden nie ins Himmelreich kommen.“ Trübselig schließt die Kleine am Fenster die Schürze hoch, Klein, sie will ja auch garnicht in den Himmel — sie will hier bleiben, auf Erden, wo sie mit ihrem Gänzlich „Gadli“ und ihrem Kater „Berrie“ spielen kann. Wo sie ihre Wippen schlafen legen und auf dem Schattelschiffchen zelten kann.

Lenchen kugelt Kopf empfang die Schelte und die Entziehung des schönen Raddings als eine große Ungerechtigkeit! Sie hatte nichts anderes getan, als was Mutter auch immer tat, sie hatte gelogen. Ja! Das hatte sie. Aber, wenn die Mama die Unwahrheit sagte, dann nahm ihr niemand den Radding und schalt sie auch nicht, im Gegenteil, der Papa lachte immer sehr laut darüber und sagte manchmal: „Kein Diebstahl, ist Du aber ein kluges Fräulein. Na, laß sie nur denken, was sie will!“

„Weißt du, daß der Vater die Mama denn nicht, wenn sie lügt?“ denkt Lenchen und schon wieder steigen die biden Tränen in ihre Augen. Sie wird der Mutter sagen, daß sie sie garnicht mehr lieb hat — nicht ein bißchen mehr. Sie soll sie nicht schelten und ihr den Radding wegnehmen, wenn sie lügt. Wenn sie aber erst so groß ist, wie die Mutter, dann wird sie überlegen und dann darf es ihr keine mehr werden.

Die Kleine dreht sich vom Fenster weg und trüppelt durch die Stube. Sie setzt sich in einen hohen Sessel und beginnt wieder zu schluchzen. Das kleine Geschöpf tut ihr weh. Inzwischen ist es draußen dunkel geworden — die Laternen sind schon angezündet. Eine kleine, einfarbige Schürze in das Zimmer und über Lenchen's Kopf. Draußen häutet die Mutter in der Küche. Es ist Zeit, das Abendessen herzurichten. Sie denkt in ihrem Eifer garnicht an die kleine im dunklen Zimmer, es fällt ihr auch nicht auf, daß der kleine Unwille so still ist. Ihre Gedanken beschwären sich damit, was sie wohl für Wägen, Meersch und Schokolade zu Weihnachten kaufen soll.

„Nach einer Weile klingelt es. Das ist der Vater! Lenchen springt vom Sessel und schließt in der Tür, um ihm die Tür zu öffnen. Sie springt nicht wie sonst an Papa doch. Sie gibt ihm auch keinen Kuss. Mit schlüpfendem Schritt geht sie in's Wohnzimmer zurück und setzt sich auf den niedrigen Stuhl wieder an ihren Platz. „Na, Lenchen, was hast du denn, ist dein Wippen krank?“ redet der Vater die fünfjährige an.

„Nein Vater!“
Er geht ihr nach und sündet Licht an. Wieder kehrt ein Schilgen Lenchen's Kopf, und plötzlich beginnt sie herzzerbrechend zu weinen. Papa nimmt seinen kleinen Liebling auf den Schoß, trachtet ihm die Tränen, die immer schneller laufen und fragt ganz leise: „Aber, meine Maus, was haben wir denn? Wo schilt's denn? Erzähl dem Papa mal, was los ist, ja?“

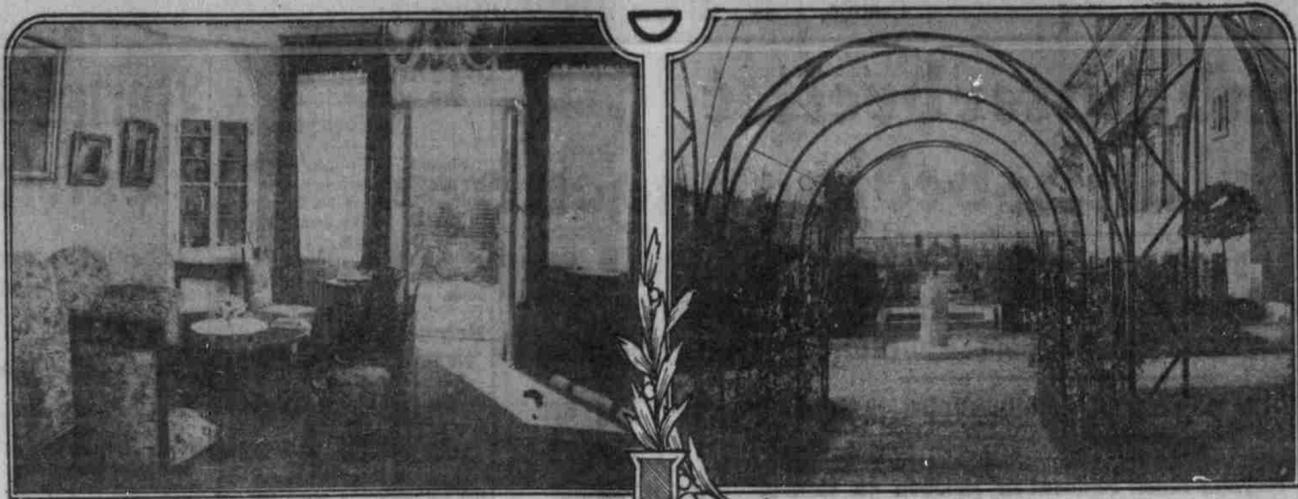
„Zimmer noch weint Lenchen. Da kommt die Mutter aus der Küche, blüht in der Tür stehen und harzt die Dinge, die da kommen sollen. Die beiden besprechen sie garnicht.“

„Na, nun mal raus damit, Kleine, was war denn los?“
„Die Mama — hat — m — m — mich — ge — gescholten. . . . Ich — hab — hoch gelogen.“ Wieder weint Lenchen. Der Papa macht ein ernstes Gesicht. Er legt Lenchen auf sein Knie und fragt ganz betroffen: „Aber, Lenchen, du bist die Unwahrheit gesagt? Weinst du denn nicht, was schickst du ich, wenn man lügt? Und so ein niedliches kleines Mädchen wie du? Pfui, Lenchen, ich würde mich wirklich schämen. Na, da hat die Mama auch ganz recht gehabt, wenn sie dich gescholten hat. Wenn ich häßlich und macht die Menschen schlecht. Beschreib dem Papa, daß du nie wieder lügen willst.“

„Da hat die Kleine ihr Gesicht zum Papa auf, die Tränen verjagen und mit beiden Händen und großen, anhängenden Augen sagt Lenchen: „Aber die Mama lügt doch auch. Sie hat doch heute morgen zu Tante Frieda gesagt, ihr wärd gehen im Theater gewesen und das ist doch garnicht wahr! Aber, da hast du die Mama garnicht gescholten. Du hast gesagt: „Das war recht! Gott wärd die alle Tante auch noch bekommen! Was hast du doch für ein kluges kleines Fräulein!““

Die Lenchen's Worten kullt der Papa die Mutter in der Tür stehen hermetzt und selber wieder lachen. Oben ein Wort zu sagen ging die Mutter in die Küche zurück. Lenchen aber wartete lange auf den Wägen der Mutter.

„Nachdem keine Schilgen mehr mit vom Vater der kleinen Schilge selbst erzählte. Wie fröhlich über den Radding, den Lenchen's Papa meinte: „Mama, welche Mägen werden nie ins Himmelreich kommen.“



Wohnzimmer nach einem Entwurf von Bruno Paul im Hause des Damenheims.

Ein Heim für alleinstehende Damen.

Die Rose-Livingstone-Stiftung in Frankfurt a. M.

Nachhalt die Welt von Schlägtruf und Wasserfluten, noch loben überall die Flammen, die Werte menschlicher Arbeit in Asche legen, und doch denken wir bereits an das Wiederaufbauen des zerstörten. Und Künstler, Hochkulte, Hochberufen sorgen jetzt schon, daß das Neue auch gut, edel und schön werde. Denn das Trachten nach einer Kultur des Wohnens hat seit langem fröhliche Wurzeln in unserer Völle geschlagen. Wir sind fröhlicher geworden, aber auch unsere Freude am Schönen, am Edlen wurde bewußter und härter.

Ein wunderbarer Zusammenhang von Schönheit und Zweckmäßigkeit ist das Heim für ältere Damen, das Bruno Paul in Frankfurt am Main, ganz im Sinne der Stifterin, der Deutsch-Amerikanerin Rose Livingstone, errichtet hat. Haus und Inneneinrichtung und die Anlage des Gartens wurden von einem Geiß geschaffen — nur so konnte die vollständige Harmonie des Ganzen entstehen. Auf vornehme Ruhe und Behag-

lichkeit ist überall liebevoll Bedacht genommen — davon zeugt jeder kleinste Gegenstand im Hause. Alles Schmalhüftige, Anstaltsmäßige, das so leicht gemeinsamen Wohnstätten anhaftet, ist vermieden worden. Im reichen Frankfurt wohnen auch diese gebildeten älteren Damen im reichen Bürgerhause.

Die Wohnung der alleinstehenden Dame in der Großstadt — das ist ja eine noch zu lösende Frage. In jeder Stadt — auch in der unverschuldeten — lebt die Schilgen nach dem eigenen Heim. In gemieteten Räumen mit fremden Wägen wird sich die Frau immer unbehaglich fühlen. Eine eigene Wohnung zu halten, erfordert immerhin einen Aufwand, den die Minderbemittelte sich kaum leisten kann; aus Ernährungsgründen erhaltene Damenheime bieten auch oftmals wesentliche Unzulänglichkeiten. In verschiedenen Großstädten sind auf gesellschaftlicher Grundlage Wohnungsvereinigungen von alleinstehenden Frauen gegründet worden — die rege Nachfrage nach solchen Wohnungen beweist, wie notwendig sie sind. Oft fehlt hier aber die Möglichkeit, größere Maßstäbe einzunehmen.

Die Rose-Livingstone-Stiftung darf wohl als eine vorbildliche Heimstätte bezeichnet werden; hier fanden allerdings reichliche Mittel zur Verfügung, die in



Die Gartenseite des von Bruno Paul erbauten Damenheims.

Laubengang und Terrassen im Garten des Damenheims.

großzügigster Weise verwendet wurden. In dieser formenreichen, lichten Umgebung fühlt sich auch ein Mensch mit anspruchsvollem Geschmack wohl. Es ist sehr wünschenswert, daß das Mutter der Frankfurter Stiftung die Nachfolge findet, und daß, wenn wieder Frieden in unserem Lande eingetroffen ist, auch den alleinstehenden Frauen weitere Heimstätten geschaffen werden.

Regeln für die Gefunderhaltung der Oberbe, sondern auch für ihre eigene Gefunderhaltung.

Das Hören lernen sie auf der Straße selbst in Begleitung von hundert Fahrgästen. Man sah ja in den letzten Tagen die mehrfach bemalten und beworbenen Omnibusse auf ihren Liebesfahrten an allen, auch den lebhaftesten Verkehrspunkten der Stadt. Es scheint also hinreichende Nachfrage getroffen zu sein, daß die neuen Omnibusfahrern sich ohne Störungen den vielfachen Anforderungen des Berliner öffentlichen Verkehrslebens anpassen werden. Was man beim theoretischen und praktischen Unterricht von ihnen sah und hörte, werte ausgeglichen, weil alles mit Anständigkeit und Sicherheit geschah. Das galt von den Berlinerinnen unter den Vernehmten in ebenfolchem Umfang wie von den Teilnehmerinnen an den Kursen, die der Sache aus ihrem früheren Leben her nicht so vollkommen fremd gegenüberstanden. Wenn sie alle nach beendeter Prüfung sich auf dem Prüfungsstand so weiter entwickelten, wie sie in der Fahrerschule begonnen haben, wird die Verkehrspolitik der Reichshauptstadt nicht zuletzt das Publikum durchaus mit ihnen zufrieden sein.

Wie bekomme ich nach dem Kriege einen Mann?

Mit dem Problem beschäftigt sich in einer 70 Seiten starken Broschüre die Pariser Journalistin Marie Laparcerre; sie meint, daß nach dem Kriege die Männer so rar sein werden, daß sich jede um ihre Zukunft besorgte Frau schon jetzt die Frage vorlegen muß, wie sie denn zu einem Mann kommen kann. Fräulein Laparcerre gibt ihren Schicksal als Frau an, die in der Zukunft einen Mann finden will, die in der Gegenwart einen Mann finden will, die in der Zukunft einen Mann finden will, die in der Gegenwart einen Mann finden will.

Die Furcht vor dem Einatmen kalter Luft

ist unbegründet. Die Luft wird auf dem Wege durch die Nase vorgewärmt. Das gegen die Leute, die durch den Mund zu atmen gezwungen sind, durch kalte Luft — naturgemäß stärker gefährdet. Ganz andere Verhältnisse herrschen bei windigen Wetter, wo der eifrige Luftstrom durch beschleunigte Verdunstung auf der Haut unser Körper dauernd abkühlt. Hierdurch wird Extraktionen verschärfte.

Gettelle aus Wägen und Papier zu erfesszen.

Mit einem feinen Haarpinsel bestricht man die Hede zuerst mit raffiniertem Perpentinspiritus, läßt sie trocknen und befeuchtet die Stellen dann mit etwas Weingeist.

Laß nicht, was sich nicht halten läßt.

Den letzten Schmetterling laß schweben, und laß ihn nicht fliegen. Du sollst das Schicksal und das Leben.

Die Behandlung des Emaillegelchirs.

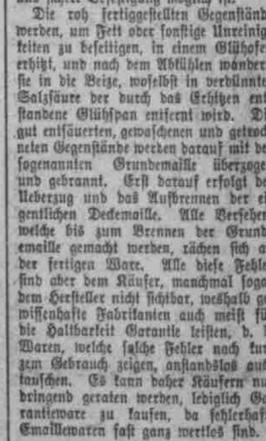
So bekannt und beliebt im Allgemeinen heute die Emaillewaren wie Koch- und Haushaltungsgeschirre, Teller, Tische u. s. w. sind, könnte deren Verbreitung resp. Verwendung noch eine größere sein, wenn nicht vielfach durch ungeschickte Behandlung Veranlassung zu Verdrüßlichkeiten gegeben würde. Es liegt in der Natur der Emaillewaren, daß sie äußerst empfindlich gegen Stöße oder Schläge sind, ganz im Gegensatz zu ihrer fast unbegrenzten Widerstandsfähigkeit gegen Alkalien (Soda, Natron, Kalk) und Säuren. Die auf die Emaille- oder Stahlblechgegenstände aufgetragene Emaille ist eine dem Glase sehr nahestehende Masse, muß neben dessen Härte und Glätte also auch dessen Sprödigkeit bis zu gewissen Grenzen besitzen, und auf dieser beruht auch hauptsächlich die leichte Verletzlichkeit. Alle schönen Emaillewaren, welche bezüglich der Behandlung von Emaillegelchiren im Haushalte gegeben werden, oder schon gegeben worden sind, haben nicht viel Wert, wenn man diese Eigentümlichkeit außer acht läßt.

Man könnte nun meinen, daß durch die Anklage der Emaille auf Eisen- oder Stahlblech diese Empfindlichkeit aufgehoben würde, insofern es dies nur bis zu einem gewissen Grade der Fall, wie so auch Glaswaren nicht immer der Stöße gänzlich getrieben, sondern sich nur Risse bilden oder muschelförmige Stöße abspalten. Für Emaillewaren sind aber auch diese Beschädigungen gefährlich, da das jetzt freiliegende Stahl- oder Eisengebiet durch die Einwirkungen des Wassers und der Luft durch Zersetzung von Speisereste bilden Säuren ausgeht.

Ogleich nun in Berücksichtigung des Umstandes, daß im Haushalte Stöße und Schläge, wenn auch nur seltener Art, gegen Kochgeschirre und dergleichen nicht ganz zu vermeiden sind, die Emaille in ihrer Zusammensetzung, bei der Sprödigkeit eine möglichst geringe, treten diese Folgen dennoch sehr häufig in die Erscheinung. In solchen Fällen liegt dann der Grund meist schon in Produktionsfehlern. Auf solche ist mit Bestimmtheit zu schließen, wenn schon bei Schlag vorausgegangen war. Um das Entstehen solcher Fehler verständlich zu machen, müssen wir mit einigen Sätzen auf die Fabrikation eingehen.

Die genannten Gegenstände werden aus rohem Blech hergestellt. Schmelzen, Zellen und ähnliche Verfahren werden aus einem Stück gepreßt, nachgeschliffen und andere Hochglanz werden aus mehreren Teilen zusammengefügt. Nach vor einigen Jahren wurde die Verbindung von Röhren durch Einfügen von Nieten hergestellt, in neuerer Zeit bedient man sich zu diesem Zweck jedoch des autogenen Schweißens, durch welches die Röhre ohne irgendwelche Erhöhungen, wie Nietköpfe, und, was die Hauptfrage ist, von dornartigen Füllungsstellen hergestellt werden können. Beim Nieten ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß Risse entstehen, welche, wenn sie nicht später durch die Emaille ausgefüllt werden, das Durchstoßen veranlassen. Ebenso unzulänglich ist die Befestigung von Nieten, Nieten u. dgl. bei Emaillegelchiren durch Nieten, ganz abgesehen davon, daß es sich auch durch Feindverbrauch teurer stellt. Für diese Zwecke kommen meist kleinere elektrische Schweißapparate zur Verwendung, durch welche eine schnelle und sichere Befestigung möglich ist.

Die roh fertiggestellten Gegenstände werden, um Fett oder sonstige Unreinigkeiten zu entfernen, in einem Ölbad erhitzt, und nach dem Abkühlen werden sie in die Zelle, wofür in verdünnter Salzsäure der durch das Erhitzen entstandene Schlamm entfernt wird. Die gut entkalkten, gewaschenen und getrockneten Gegenstände werden dann mit dem sogenannten Grundemal aufgetragen und gebrannt. Erst darauf erfolgt der Ueberzug und das Aufstreichen der eigentlichen Deckemal. Alle Verfahren, welche bis zum Brennen der Grundemal gemacht werden, rufen sich an der fertigen Ware. Alle diese Fehler sind aber dem Käufer, manchmal sogar dem Hersteller nicht sichtbar, weshalb gewöhnliche Fabrikanten auch meist für die Haltbarkeit Garantien leisten. In Waren, welche solche Fehler nach kurzem Gebrauch zeigen, anstandslos zurücksenden. Es kann daher Käufer nur dringend geraten werden, lediglich Garantieware zu kaufen, da fehlerhafte Emaillewaren fast ganz wertlos sind.



Finbig.

Gauher (zu dem draußen lebenden Fremden): „Meine Frau hat in Gedanken geschlafen und den Schüssel mitgenommen; was willst du?“
Zigaretten wollte ich Ihnen verkaufen.“

„Ja, da habe ich gerade Bedarf. — Aber ohne sie probiert zu haben. — Das läßt sich machen! Ich werde mal einige Sorten anprobieren und brauche dann das Schüsselglas.“

Der Hund.

Zweihundert deutsche Soldaten verließen ihre Schilgen, schwarze, schmalhüftige, ermiten, fräppige Götzenbilder, mitten in der Nacht, die freundlich ihren müden Zug vor dem Hund verhielten. Sie kamen für drei Tage ins Quartier.

Die Lerche.

Es muß wohl eine deutsche Lerche sein — Wie sang sie sonst so treuherzig und rein
Empore zum Himmel ihre Melodie? —
Still, kücheln, lauscht die ganze Rompagne.
Auf meiner Leute braunen Stirnen steht
Ein Traum, in dem's von reifen Garben weht,
Von Kindern, die die braunen Schölen pflegen,
Nur nichts von Schilgenenden und von
Kriegen. . . .
Da — eine Regel ihre Furche zieht,
Ausplattet der Schrapnelle proller Schlag.
Ich greife zum Gewehr — und trag' das
Lieb
Der Lerche, mit mir diesen ganzen
Tag. . . .
Dank Enderstina.

Waldesstimme.

Wie deine grünlichen Augen funteln,
Wald, du moosiger Träumel!
Wie deine Gedanken dunkeln,
Girsel, säuer vom Leben,
Saffelweiden, Tagelohrsummer!
Heber der Wipfel Eins und Wägen
Schweben
wie's Atem Holt und wäker wogt und
und weiter zieht — kraus
und hille wäld — an soust.
Heber der Wipfel Eins und Wägen
Schweben
hoch trocken steht ein alter Tor,
dem loscher laufend Jahre lauscht. . .
Und immer dieses harte, horstendliche
Kauschen.

Um Federstücken oder
Fäden mit frischer Luft zu
fällen, verliert man die Fäden in einer
Ede des Braunes fest zusammen, die
alle Luft einweicht und neue Luft tritt
durch dann folgendes Lockern der Feder
wird.

So unetraglich, daß er den Schläfer weckt.

Er war mit einem Schläge ganz noch — denn dieses augenblickliche Bremsen hatte er nun seit einem Jahre geübt — und sah: am Glöckchen hing der Hund und rief und geriet daran, daß das Glöckchen oben im Turm entsetzt aufwimmerte und in die Mitternacht hineinschrie. Der Hellschmerz sprang auf, wollte den Hund fortjagen, aber der Geruch nicht, er hatte sich im Still verhalten und laute weiter, als gelte es Wasser- und Feuerrot.

Der Darm des Glöckchen mußte die Schläfer wecken. Schon lönten Rufe in der Küche drinnen und auf der Straße draußen. Aus tiefem Schlaf ließen die Soldaten zuhören und hochmüde verschlafen und hochmüde verschlafen und hochmüde verschlafen, war er schon im Laufschritt herumgerannt. Niemand wollte ruhen. Aber sein erkömliches Aussehen hatte die Männer gerührt. Freundlich gelacht, kam er näher und sagte zögernd nach dem schwarzen Tod, daß ihm der Helmbüchel Brand hingelie. Als er den ersten Blick den verschlungen hatte und keine menschliche Hinterlist und Hinterlist folgte, wurde er zutraulich. Und von einem an war er dem Helmbüchel treu ergeben, ein echter Hund. Er bekam einen Rest Suppe von seinem Herrn und das harte herbe Brot. Er verließ ihn nicht mehr. Und nun folgte er ihm auf dem Schilgenendenmarkt ins Quartier.

Es war ein ganz verlassen Dorf an der belgischen Grenze, noch wohl erhalten, mit seinen niedrigen Häusern und einer schmalen Kirche mit Holzturnen. Aus großen Felssteinen waren die Mauern errichtet, die Fenster hatten kleine Glasfenster. Vierzig Soldaten fanden Lager in ihrem Schilf. Auf kauerem Stroh lagen sie nach acht Tagen Kampf, Not und Entbehrung. Als sie früh erwachten, waren sie über sich ein har gealtes Sparenbrot, mit goldenen Eisen um überfä. Die Zustände wanderten um die Kirche herum und funteln blau und rot durch die Fenster.

In der kleinen Sakristei lag der Helmbüchel allein. Er hatte auch dem Hunde Stroh aufgeschüttelt, aber das Tier verschmähte das Lager. Er legte sich zu frühen seines Herrn auf den Hiegelboden und schlief da. Es war die zweite Nacht. Der Helmbüchel wälzte sich ohne Schlaf im Stroh. In seinen Händen pendelte aus einem Loch in der Wand das Glöckchen. Aber seit mehr als einem Jahre hatte kein Mägen mehr daran gezogen und die Glöckchen geläutet. Es gab keine Gemeinde mehr aufzunehmen, keinen Pfarrer, der ihr predigte.

Während er dachte er an einem suchenden Traum. Er träumte, daß er als Glöckchenwächter in einer ebernen Glocke hing an dem Kopf nach unten; es wurde geläutet, und sein Kopf war es, der an das Erz schlug; er sprach nicht, trotz der gewöhnlichen Schläge, aber er drückte

Die Omnibusfahrerin.

Ein Besuch in der Fahrtschule.

Nachdem die Frauen als Schaffnerinnen, als Fahrerinnen, als Aufsichtinnen für Drochsen und Postwagen in Verkehrsleben Berlins erschienen sind, wird man sie in wenigen Tagen ein recht hohes Ziel erkennen sehen: den Aufschwung der Verkehrspolitik. Sein Dasein wurde im Verlauf des Krieges wiederholt wesentlich bedroht, da man auf der Straße und am Feinde nicht nur Männer, sondern auch Pferde gebraucht, und die kleinen, aber schon und widerstandsfähigen Trabes vor den Omnibussen, die sich einer besonders, in manchen kleinen Wägen häufig, zum Ausbruch kommenden Lade des Berliner Verkehrs, in hohem Grade freizubewegungsunfähig sind. Sie werden nun Frauen als Fahrerinnen erhalten, und der höchste Einbruch, den man bei der Beschäftigung der Aufsichtinnen in der Fahr- und Hauptstadt Berlin erhofft, war der, daß sie es bei ihren neuen Herrinnen besonders gut haben werden. Diese haben nach einem mehr als vierjährigen Ausbildungsturnus heute vorzeitig ihre Prüfung als Aufsichtinnen abgelegt. Wie und auf unsere Nachfrage mitgeteilt wurde, hat die Allgemeine Berliner Omnibusfahrerin-Gesellschaft den Lohn aus während ihrer losen Ausbildungzeit bezahlt, so daß es ihnen auch wirtschaftlich möglichst leicht gemacht war, sich geistlich in den neuen Beruf einzuarbeiten.

Für die etwa zwanzig fröhlichen und gefunden jungen Frauen gab es recht viele neue Dinge zu lernen, die sie mit Sicherheit beherrschen müssen. Sie müssen sich im Umgang mit Pferden ebenso geschickt erweisen, wie auf ihrem verantwortungsvollen Posten in öffentlichen Verkehr. Wenn auch einige unbedeutend erklärten, daß sie Aufsichtinnen werden wollten, weil sie Tiere gern haben, und einzelne, die von brauchen nach der Stadt hereinkommen, schon etwas fahren konnten, so ist in ihnen das erforderliche Interesse für die Pferde doch erst durch die so langer Erfahrung schöpferen, ihre Sache mit großer Liebe ampenden Ausbildungsträfte der Fahrtschule lebendig geworden. Als Jünger einer Unterrichtsstunden kann man feststellen, daß den Frauen für unvorhergesehene Zwischenfälle im öffentlichen Leben leicht auffaßbare Handhaben mitgegeben werden, an die sie sich erforderlichen Falls schon erinnern werden. Sie erlernen nicht nur alles Nützliche über sachgemäße Pferdebehandlung im allgemeinen, Anführern, An- und Ausspannen, richtigen und falschen Geschirre, sondern können auch die Geheimnisse der häufigen Verkehrskrankheiten, wie Maul- und „Montagskrankheit“, und wissen, wie man gefallene Pferde wieder aufrichtet und wie man ihnen bei Unfallverletzungen die erste notwendige Hilfe erweisen kann. Sie tun nicht nur allgemeine

Gaarduben.

Die moderne glatte Frisur ist in den unwahrscheinlichen Wandel, die die weibliche Haartracht im Wandel der Zeiten durchgemacht hat, schon einmal modern geworden. Und zwar gebührt Crigina, der Gemahlin des römischen Kaisers Commodus, der Ruhm, etwa um 180 nach Christi diese Frisur zur neuesten Mode erhoben zu haben. Die üppig vom Scheitel herabfallenden Haarmassen wurden jedoch bald wieder eifrig mit dem Brenneisen behandelt und in tiefen künstlichen Wellen um das Gesicht getragen. Der Knoten behielt seine ursprüngliche Einfachheit bei. Später wurde diese Tracht von der Helmsfrisur abgelöst. Auch das Härden des Quars wurde schon im Altertum eifrig betrieben, und zwar führte man mit Weisheit Hand.

So unetraglich, daß er den Schläfer weckt.

Er war mit einem Schläge ganz noch — denn dieses augenblickliche Bremsen hatte er nun seit einem Jahre geübt — und sah: am Glöckchen hing der Hund und rief und geriet daran, daß das Glöckchen oben im Turm entsetzt aufwimmerte und in die Mitternacht hineinschrie. Der Hellschmerz sprang auf, wollte den Hund fortjagen, aber der Geruch nicht, er hatte sich im Still verhalten und laute weiter, als gelte es Wasser- und Feuerrot.

Der Darm des Glöckchen mußte die Schläfer wecken. Schon lönten Rufe in der Küche drinnen und auf der Straße draußen. Aus tiefem Schlaf ließen die Soldaten zuhören und hochmüde verschlafen und hochmüde verschlafen, war er schon im Laufschritt herumgerannt. Niemand wollte ruhen. Aber sein erkömliches Aussehen hatte die Männer gerührt. Freundlich gelacht, kam er näher und sagte zögernd nach dem schwarzen Tod, daß ihm der Helmbüchel Brand hingelie. Als er den ersten Blick den verschlungen hatte und keine menschliche Hinterlist und Hinterlist folgte, wurde er zutraulich. Und von einem an war er dem Helmbüchel treu ergeben, ein echter Hund. Er bekam einen Rest Suppe von seinem Herrn und das harte herbe Brot. Er verließ ihn nicht mehr. Und nun folgte er ihm auf dem Schilgenendenmarkt ins Quartier.

Es war ein ganz verlassen Dorf an der belgischen Grenze, noch wohl erhalten, mit seinen niedrigen Häusern und einer schmalen Kirche mit Holzturnen. Aus großen Felssteinen waren die Mauern errichtet, die Fenster hatten kleine Glasfenster. Vierzig Soldaten fanden Lager in ihrem Schilf. Auf kauerem Stroh lagen sie nach acht Tagen Kampf, Not und Entbehrung. Als sie früh erwachten, waren sie über sich ein har gealtes Sparenbrot, mit goldenen Eisen um überfä. Die Zustände wanderten um die Kirche herum und funteln blau und rot durch die Fenster.

In der kleinen Sakristei lag der Helmbüchel allein. Er hatte auch dem Hunde Stroh aufgeschüttelt, aber das Tier verschmähte das Lager. Er legte sich zu frühen seines Herrn auf den Hiegelboden und schlief da. Es war die zweite Nacht. Der Helmbüchel wälzte sich ohne Schlaf im Stroh. In seinen Händen pendelte aus einem Loch in der Wand das Glöckchen. Aber seit mehr als einem Jahre hatte kein Mägen mehr daran gezogen und die Glöckchen geläutet. Es gab keine Gemeinde mehr aufzunehmen, keinen Pfarrer, der ihr predigte.

Während er dachte er an einem suchenden Traum. Er träumte, daß er als Glöckchenwächter in einer ebernen Glocke hing an dem Kopf nach unten; es wurde geläutet, und sein Kopf war es, der an das Erz schlug; er sprach nicht, trotz der gewöhnlichen Schläge, aber er drückte